

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 8

Artikel: Zeitlose Gesellen [Fortsetzung]
Autor: Lorenz, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Würde jetzt eine klare Kommandostimme sich erheben — und wenn es auch die Stimme von irgend jemandem ohne Grad wäre — so würden sie gehorchen, oder mindestens die festeren Charaktere würden es tun und die Schwächeren würden Mut fassen, weil etwas geschieht. Aber klare Kommandostimmen sind eine Seltenheit auf dem Gefechtsfeld. So warten sie, tun nichts, und die ganze Einheit bleibt untätig. Später werden diese Gruppe von Menschen ohne Zweifel schwerere Verluste treffen, aber für die Kompanie als solche ist jetzt der bitterste Moment, den sie je erleben kann.

Die Verluste werden zum grossen Lehrmeister. Die Schwächern, die sich betäuben liessen, scheiden aus der Kompanie aus und liefern weiteres statistisches Material dafür, dass mehr Gefechtspsychosen bei ersten Gefechten ausbrechen als bei allen späteren Fronterfahrungen zusammen. Manche, welche hätten gerettet werden können, wenn ihre Instrukturen mit grösserer Weisheit gesegnet gewesen wären, werden so zum Ausschuss. Die Kräftigen, welche in der Regel die Mehrheit bilden, überstehen den Schock. Bei der nächsten Begegnung mit dem Feind beginnen sie, sich an die Besonderheiten des Gefechtsfeldes zu gewöhnen, und durch Ausprobieren und Irrtümer lernen sie

schliesslich, wie sie handeln müssen, um die Stärke, die im Zusammenwirken liegt, am besten auszunützen.

Es hätte keinen Zweck gehabt, bei den entmutigenden Einzelheiten dieser Feuerprobe zu verweilen, wenn nicht die Ueberzeugung bestände, dass viel davon unnötig ist und dass der Infanterist einen besseren Weg finden kann.

Man darf nicht bei der düsteren Warnung von Clausewitz stehen bleiben, dass im Kriege dem Neuling nur die stockfinstere Nacht entgegenstehe. Man muss weiterlesen: «Es ist unendlich wichtig, dass der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen des Krieges, die ihn beim ersten Male in Verwundung und Verlegenheit setzen, nicht erst im Kriege zum erstenmal sehe.»

Da liegt das zu erstrebende Ziel: Die Ausbildung soll ein so starkes Licht verbreiten, dass die stockfinstere Nacht des Gefechtsfeldes erhellt wird. Der grosse Militärphilosoph des 19. Jahrhunderts sagt, das sei möglich. Diese Feststellung ist die Hoffnung derer unter uns, welche sich mit den Militärproblemen unserer Zeit befassen.

Aus dem Buch von S. L. A. Marshall «Soldaten im Feuer», Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld.

ZEITLOSE GESELLEN

3.

Man bedenke, wie merkwürdig das alles ist: ein Tier, das seinen Feind nicht angeborenermassen, nicht «instinktiv» kennt, bekommt von älteren, erfahreneren Artgenossen *gesagt*, wen es als Feind zu fürchten hat! Das ist echte Tradition, Weitergabe persönlich erworbenen Wissens vom Vater auf den Sohn. Menschenkinder könnten sich ein Beispiel daran nehmen, wie junge Dohlen die «wohlmeinenden» Warnungen ihrer Eltern ernst nehmen. Taucht ein Lebewesen auf, das dem Jungen bisher unbekannt war, braucht die führende alte Dohle nachweisbar nur ein einziges Mal zu schnarren und schon ist für immer die Gedanken-

verbindung zwischen dem Bild des Feindes und der Warnung hergestellt. Es mag im Freileben der Dohlen nur sehr selten vorkommen, dass ein unerfahrenes Jungtier die Gefährlichkeit eines Räubers erst daran erkennt, dass es ihn mit etwas Schwarzem, Baumelndem in den Fängen antrifft. Die Dohlen fliegen ja immer in dichten Scharen, weshalb man annehmen kann, dass unter ihnen stets auch ein erfahrener Vogel ist, der schon beim blossen Anblick des Räubers zu schnarren beginnt.

Meine vierzehn Dohlen hatten niemanden, der sie vor Gefahr gewarnt hätte. Ohne ein warnendes Elterntier bleibt ein Jungvogel ruhig sitzen, wenn



Dohlenmännchen füttert die zwölftägigen Jungen, während das Weibchen im Hintergrund wartet

Photo Dr. D. Zimmermann, Zürich

eine Katze heranschleicht, er lässt sich auch ungescheut vor der Nase des erstbesten Köters nieder und hält ihn für genau so harmlos und freundlich wie die Menschen, in deren Kreis er aufwuchs. Kein Wunder also, dass meine Dohlenschar in der ersten Zeit ihres Freifliegens bedenklich zusammenschmolz. Als ich mir über diese Gefahr und ihre Ursachen klar geworden war, liess ich meine Vögel nur noch während der Stunden hellen Tageslichtes frei; da sind nämlich nur wenige Katzen unterwegs. Viel Zeit und Geduld war nötig, um die Tiere abends rechtzeitig wieder in ihren Käfig zu bringen. Einen Sack Flöhe hüten ist eine Kleinigkeit gegen die Aufgabe, vierzehn Dohlen in einen Käfig zu locken. Ich durfte sie ja nicht angreifen, und während ich eine, sobald sie auf meiner Hand sass, durch die Tür des Käfigs praktizierte, flogen zwei andere wieder hinaus. Selbst wenn ich den vorderen Käfigteil als Schleuse be-

nutzte, dauerte es allabendlich etwa eine Stunde, bis ich alle Vögel hinter den Stäben hatte.

So lebte ich denn mit meinen Dohlen, deren jede ich auch nach ihrem Gesicht, sozusagen nach ihrer Physiognomie, genau kannte; ich brauchte also gar nicht mehr auf den farbigen Fussring zu sehen. Das ist nun freilich leichter gesagt als zustande gebracht. Denn, um jede persönlich so zu kennen, muss man wirklich viel Zeit in stetem unmittelbarem Kontakt mit ihnen verleben. Ohne diese Voraussetzung wäre es unmöglich, in die Einzelheiten des Gesellschaftslebens der Dohlen einzudringen.

Kennen nun die Tiere *einander* ebenso zuverlässig? Viele gelehrte Tierpsychologen haben nicht glauben wollen, dass dem so ist, ja die blosse Möglichkeit energisch bestritten. Dennoch kann ich versichern: jedes einzelne Mitglied meiner Dohlenkolonie hat von jedem anderen genau ge-

wusst, wer der Betreffende ist. Das geht schon aus der einfachen Tatsache der *Rangordnung* hervor. Jeder Hühnerbesitzer weiss, dass selbst unter den weitaus dümmern Bewohnern unserer Hühnerhöfe eine feste Reihenfolge besteht, nach der ein Huhn vor dem anderen Angst hat. Nach einigen wenigen Auseinandersetzungen, die nicht einmal handgreiflich sein müssen, weiss jedes Tier sowohl wem es, als auch wer ihm auszuweichen hat. Für die Stellung innerhalb dieser Rangordnung sind durchaus nicht nur die Körperkräfte, sondern mindestens ebenso sehr der persönliche Mut, die Energie, ich möchte sagen, die Selbstsicherheit des betreffenden Vogels massgebend.

Solche Rangordnungen bei sozialen Tieren sind ungemein konservativ. Wer in einer Auseinandersetzung, und sei diese auch nur «moralisch» unterliegt, merkt sich das für sehr lange Zeit und wagt es nicht so leicht, gegen seinen Ueberwinder aufzumucken, vorausgesetzt, dass die Tiere dauernd miteinander in Berührung bleiben. Sogar bei den höchsten und klügsten Säugetieren ist das der Fall.

Die Rangordnungsstreitigkeiten innerhalb einer Dohlenkolonie unterscheiden sich in einem sehr wesentlichen Punkte von denen im Hühnerhof. Hier haben die Ranguntersten nichts zu lachen. In jeder künstlichen Anhäufung nichtsozialer Tiere, und zwar im Hühnerhof wie auch unter den Kleinvögeln in einem Flugkäfig, hacken die hoch im Rang Stehenden besonders gern und wütend auf die Ranguntersten. Ganz anders bei den Dohlen. In der Dohlengesellschaft sind die Ranghohen, vor allem der «Despot» selbst, durchaus nicht angriffslustig gegen die, die *tief* unter ihnen stehen. Nur gegen die, die ihnen im Rang *unmittelbar* unterstehen, sind sie gereizt, vor allem der «Despot» gegen den «Thronprätendenten», Nummer Eins gegen Nummer Zwei. Ein Beispiel: Die Dohle A sitzt am Futterplatz und frisst. Die Dohle B kommt in «Imponierhaltung», Kopf hoch aufgerichtet, Nacken herausgedrückt, gravitatisch heran, worauf A beiseite rückt, im übrigen aber sich nicht stören lässt. Nun kommt C, deren Imponierhaltung weniger ausgesprochen ist, heran, worauf überraschenderweise A sofort flieht, B Drohhaltung annimmt, das Rückengefieder sträubt, C angreift und vertreibt. Die Erklärung: C stand in der Rangordnung zwischen den beiden andern, der rangtiefen A nahe genug, sie zu ängstigen, der ranghohen B nahe genug, ihren Zorn zu erregen.

Sehr ranghohe Dohlen sind gegen *sehr* rangtiefe ausgesprochen gutmütig, sie betrachten sie gewissermassen als Luft und ihr Imponiergehabe ist ihnen gegenüber nur «reine Formalität»; es geht nur bei allernächster Annäherung in Drohhaltung, kaum je in wirklichen Angriff über. Die Reizbarkeit der Rangoberen gegen die ihnen Untergeordneten ist genau nach dem Rang der letzteren abgestuft. Dieses an sich sehr einfache Verhalten wirkt sich in einer ausserordentlich «gerechten» Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Mitgliedern der Kolonie aus. Wie auf uns Menschen wirken auf die Dohlen die Ausdrucksbewegungen von Affekten auch für den suggestiv, auf den sie nicht gemünzt sind. So greifen ranghohe Dohlen energisch in den Streit zweier Untergeordneten ein, sobald deren Auseinandersetzung heftigere Formen annimmt. Da der Eingreifende aber immer gegen den jeweils Ranghöheren der kämpfenden Partner merklich reizbarer ist als gegen den im Rang tieferstehenden, so handelt die ranghohe Dohle, vor allem der Koloniedespot, regelmässig nach dem ritterlichen Grundsatz: wo es Stärkere gibt, tritt den Schwächeren zur Seite. Und weil ernster Streit so gut wie immer um Nistplätze entbrennt — in fast allen anderen Fällen weicht der Untergebene kampflos — schützt dieses Verhalten der starken Dohlenmänner die Nester rangtiefer Kolonienmitglieder; und zwar sehr wirksam.

Ist sie einmal eingespielt, wird die soziale Rangordnung zwischen den Mitgliedern der Dohlenkolonie ungemein konservativ beibehalten. Ich habe nie eine spontane Umschichtung ohne äusseren Anlass gesehen, etwa dadurch, dass eine bisher untergeordnete Dohle aufgemuckt hätte. In meiner Dohlenkolonie kam es nur ein einziges Mal vor, dass der Despot entthront wurde; und zwar von einem Rückkömmling, einem früheren Kolonienmitglied, dem während der langen Abwesenheit auch der tief eingeprägte Respekt vor dem Herrscher abhanden gekommen war. «Doppelrossitten», so hiess der Gewalttäter (nach den beiden Rossitter-Ringen an den Beinen) kam im Herbst 1931, frisch vermausert und von allerlei Sommerfahrten gekräftigt, nach Hause und besiegte in der ersten Auseinandersetzung Gelbgrün, das bisherige Spitzenmännchen. Dies war aus zwei Gründen bemerkenswert: erstens hatte Doppelrossitten in diesem Kampf auch die Gattin Gelbgrüns gegen sich (er selbst war unverheiratet), zweitens war er erst anderthalb Jahre alt, indes Gelbgrün noch einer von den Vierzehn des Jahrganges 1927 war.

Interessant ist auch die Art, in der ich von dieser Revolution Kenntnis erhielt. Ich sah nämlich plötzlich am Futterplatz, wie eine kleine, sehr zarte und im Rang tief stehende junge Dohlendame dem ruhig speisenden Gelbgrün immer näher an den Leib rückte, schliesslich sogar, als müsste das so sein, Imponiergehaben annahm, worauf das grosse Männchen still und widerspruchslos das Feld räumte. Als ich ferner sah, dass der heimgekehrte junge Dohlenheld dem Gelbgrün den Rang abgelaufen hatte, glaubte ich zunächst, der abgesetzte Despot sei eben unter dem noch frischen Eindruck seiner Niederlage so eingeschüchtert gewesen, dass es auch anderen Kolonienmitgliedern, wie jenem jungen Weibchen, gelungen sei, ihn ins Bockshorn zu jagen. Diese Annahme war falsch. Gelbgrün war nur von Doppelrossitten besiegt und war daher eindeutig und für immer Nummer Zwei. Aber — Doppelrossitten hatte sich sofort nach seiner Rückkehr in jenes junge Mädchen verliebt und, im Laufe von höchstens zwei Tagen, fest mit ihm verlobt! Da nun die Gatten eines Dohlenpaares in jedem Streit getreu und mutig für einander eintreten, zwischen ihnen eine Rangordnung im eigentlichen Sinn nicht mehr besteht, haben beide automatisch *dieselbe* Rangnummer in ihren Auseinandersetzungen mit anderen Kolonienmitgliedern. Die Braut rückt also mit ihrer Verlobung zwangsläufig sofort in den Rang des Bräutigams auf. Das Umgekehrte gibt es nicht: ein unverbrüchliches Gesetz schreibt nämlich vor, dass kein Dohlenmann eine ihm übergeordnete Frau heiraten darf.

Das Ausserordentliche an der Sache ist weniger die Umschichtung selbst, als die Geschwindigkeit, mit der es sich in der Kolonie herumspricht, dass eine solch kleine Dohlenfrau, die bisher von der überwiegenden Mehrheit geprügelt wurde, ab heute «Frau Präsident» ist und von niemandem daher auch nur schief angesehen werden darf. Das Erstaunlichste aber, für den Kundigen, ist, dass *sie selbst es weiss!* Nach einer schlechten Erfahrung scheu und ängstlich werden, das können Tiere stets sehr rasch. Aber verstehen, dass eine bisher bestehende Gefahr beseitigt ist, und dementsprechend Mut fassen, dazu gehört sehr, sehr viel mehr. Jene kleine Dohle wusste nach kaum achtundvierzig Stunden genau, was sie sich herausnehmen durfte. Und leider muss gesagt werden, dass sie von ihren neuen Rechten reichlich Gebrauch machte. Dabei

liess sie jedoch durchaus jene «noble» oder auch «blasierte» Toleranz vermissen, die ranghohe Dohlen sonst für tief untergeordnete haben; sie nützte vielmehr jede Gelegenheit, ihren einstigen Vorgesetzten eins auszuwischen. Dabei liess sie es nicht bei der blossen Imponiergeste bewenden, sondern wurde sofort handgreiflich. Mit einem Wort, sie benahm sich ausgesprochen ordinär.

Nein, ich vermenschliche nichts mit dieser Ausdrucksweise, hat man nur begriffen, dass das sogenannte Allzumenschliche fast immer das *Vor-Menschliche* ist, und daher das, was wir mit den höheren Tieren gemeinsam haben. Man mag mir glauben: ich projiziere menschliche Eigenschaften ganz sicher nicht in das Tier. Eher tue ich das Gegenteil: ich zeige, wieviel tierisches Erbe auch heute noch im Menschen steckt. Und wenn ich eben sagte, dass sich ein Dohlenmännchen plötzlich in ein Dohlenmädchen verliebte, so ist auch das keine Vermenschlichung. Gerade in diesem Punkte, im Sich-Verlieben, — «falling in love» sagt der Engländer so plastisch — verhalten sich manche höhere Vögel und Säugetiere genau wie der Mensch. Auch bei den Dohlen ist die grosse Liebe häufig plötzlich da, von einem Tag auf den anderen, und zwar, wiederum wie beim Menschen, manchmal ganz typisch «auf den ersten Blick». Manche verloben sich dann auch sofort. Dabei ist zu sagen, dass die Vertrautheit dauernden Zusammenseins den eigenartigen Vorgang der Verlobung nicht in dem Masse fördert, wie man zunächst denken möchte. Unter Umständen bewirkt erst eine vorübergehende Entfremdung, was in jahrelanger Intimität ausblieb. So habe ich an Wildgänsen beobachtet, dass zuweilen Verlobungen erst dann gefeiert werden, wenn zwei Partner, die schon vorher befreundet waren, nach längerer Trennung einander wiedersehen.

Entgegen dem Vorurteil, dass in Liebe und Ehe der Tiere das «viehische» Moment, also das grobsinnliche, vorherrsche, ist zu betonen, dass gerade im Leben solcher Tiere, bei denen Liebe und Ehe eine grosse Rolle spielen, die Verlobung der körperlichen Vereinigung fast immer lange Zeit vorausgeht.

(Fortsetzung folgt)

Aus dem Buch «Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen», von Konrad Lorenz. Verlag Dr. G. Borothen-Schoeler, Wien. Cliché: ALA, Hitzkirch.